

(Nachdruck verboten.)

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Zantron war ein früherer Gymnasiallehrer, der infolge einer nie recht aufgeklärten Geschichte von Bordeaux nach Paris gekommen war. Gezwungen, den Staatsdienst zu verlassen, heruntergekommen und doch noch ein stattlicher Bursche mit seinem fächerförmigen schwarzen Bart und seiner frühzeitigen Glase, im übrigen gebildet, begabt und liebenswürdig, war er als Achtundzwanzigjähriger an der Börse angelangt. Zehn Jahre lang hatte er sich als Kommissionär durchgeschlagen und schmutzig gemacht und dabei kaum das für seine Lasten nötige Geld verdient. Jetzt war er ganz kahlköpfig geworden.

Als Saccard ihn so demütig dastehen sah, erinnerte er sich mit Bitterkeit an den Grus, Sabatanis bei Champeaur. Ja, ja, nur die Arückigen und Verbummelten blieben ihm treu. Aber er schätzte die hohe Begabung dieses Menschen und wußte wohl, daß man die tapfersten Truppen aus den verzweifeltsten Leuten bildet, da sie alles zu gewinnen haben. Er zeigte sich also gutmütig.

„Eine Stellung?“ sagte er. „Nun, das kann sich finden, kommen Sie gelegentlich zu mir.“

„Rue Saint-Lazare jetzt, nicht wahr?“

„Ja wohl, Rue Saint-Lazare, vormittags.“

Jetzt plauderten sie zwanglos. Zantron war sehr erbittert gegen die Börse; er sagte, man müsse ein Gauner sein, um dort Glück zu haben, und gröhlte nun, weil er in der Gaunerei Pech gehabt hatte. Jetzt sei es aus, er wolle es mit etwas andern versuchen; vermöge seiner Universitätsbildung, seiner Weltkenntnis könnte er sich bei der Verwaltung eine gute Stellung erwerben.

Saccard nickte beifällig.

Als sie die Gitterung verlassen hatten und längs des Gehweges zur Rue Brongniart kamen, wurden beide auf eine dunkle Equipage mit sehr korrektem Gespann aufmerksam, die nach der Rue Montmartre gewendet dastand. Während der Aufsicher hoch auf dem Bock in steinerne Unbeweglichkeit verharrte, hatten sie zweimal einen Frauenkopf rasch am Wagenfenster erscheinen und wieder verschwinden sehen. Mit einem Male beugte sich der Kopf heraus und vergaß sich in einem langen Blick nach der Börse hin.

„Aha, die Baronin Sandorff!“ murmelte Saccard.

Es war ein sehr auffallender brauner Kopf mit brennenden schwarzen Augen unter unränderten Lidern, ein leidenschaftliches Gesicht mit blutrotem Mund und einer Nase, die leider zu lang war. Die Baronin sah mit ihrer für ihre fünfundsiebzig Jahre frühzeitigen Leibesfülle sehr hübsch aus, etwa wie eine griechische Bacchantin in der modernsten Tracht des zweiten Kaiserreichs.

„Ja, die Baronin,“ wiederholte Zantron. „Ich habe sie gekannt, als sie noch ein junges Mädchen war und bei ihrem Vater wohnte, dem Grafen Ladricourt. O, ein leidenschaftlicher Spieler und von empörender Robei! Jeden Morgen holte ich seine Ordres, und eines Tages hätte er mich beinahe geprügelt. Ich habe ihn nicht beweint, diesen Menschen, als er ohne einen roten Heller, nach einer Reihe jammervoller Liquidationen, an einem Schlaganfall starb. Da mußte die Kleine sich entschließen, den Baron Sandorff zu heiraten, einen österreichischen Bottschaftsrat, der fünfundsiebzig Jahre älter war als sie, und den sie mit ihren Blutaugen förmlich verriickt gemacht hatte.“

„Ich weiß schon,“ erwiderte Saccard kurz.

Von neuem war der Kopf der Baronin in den Wagen zurückgetaucht, aber fast sofort erschien er wieder, noch aufgeregter, mit vorgerecktem Hals, um in die Ferne zu sehen, nach der Börse hin.

„Sie spielt, nicht wahr?“

„Ja, wie besessen; an allen kritischen Tagen kann man sie in ihrem Wagen da sehen; fieberhaft lauert sie auf die Kurse, wirft Notizen in ihr Taschenbuch und giebt ihre Ordres. — Da, sehen Sie, auf Massias wartete sie! Da kommt er auch schon heran!“

Wirklich rannte Massias herbei, so schnell ihn seine kurzen Beine trugen, seinen Notierungszettel in der Hand. Sie sahen, wie er in wichtiger Besprechung mit der Baronin in den Wagen hineinlehnte. Dann traten sie etwas beiseite, um bei ihrem Spähen nicht überrascht zu werden, und riefen den Kommissionär an, als er immer noch eiligen Laufes zurückkam.

Zuerst warf Massias einen Blick auf die Seite, um sich zu vergewissern, daß die Straßenecke ihn verbergte; darauf blieb er rasch stehen, atemlos, das blühende Gesicht hoch gerötet, und trotzdem fröhlich, mit seinen hervorstehenden großen, blauen Augen.

„Ich weiß nicht, was los ist!“ rief er. „Der Suez fällt; man spricht von einem Krieg mit England. Diese Nachrichten bringt alles durcheinander, und Gott weiß, woher sie kommt! Ich bitte Sie, Krieg! Wer kann so etwas erfunden haben? Wenn's nur nicht von selbst aufgekommen ist! Kurz, ein ganz verheulener Coup!“

„Reißt die Dame immer noch an?“

„O, wie wütend! Ich überbringe Nathansohn ihre Ordres.“

Saccard, der schweigend zuhörte, rief jetzt laut: „Es ist ja wahr; man hat mir erzählt, daß Nathansohn zur Coullisse gegangen ist!“

„Ein ganz netter Mensch, dieser Nathansohn!“ wiederholte Zantron. „Er verdient, Erfolg zu haben. Wir waren zusammen bei der Bodentreditbank. Aber er wird ans Ziel kommen, denn er ist Jude. Sein Vater, ein Destreicher, ist Uhrmacher in Besancon, so viel ich weiß. — Sie wissen ja, eines Morgens hat es ihn gejudet, dort bei der Bodentreditbank, als er sah, wie die Geschichte zuging. Da hat er gedacht, es sei nicht so schwierig, man brauche ja bloß ein Zimmer und einen Schalter zu haben; so hat er denn einen Schalter aufgethan. — Und Sie, sind Sie zufrieden, Massias?“

„Nun, zufrieden! Sie kennen's ja. Sie haben recht, wenn Sie sagen, daß man ein Jude sein muß; sonst ist alle Mühe verloren, man versteht nichts, man hat keine glückliche Hand, Pech, immer wieder Pech! . . . Welch schmutziges Geschäft! Aber wenn man einmal dabei ist, so bleibt man dabei, und dann stehe ich immer noch fest auf den Beinen und habe die Hoffnung noch nicht aufgegeben.“

Massias eilte lachend wieder fort. Er galt als Sohn eines abgesetzten Justizbeamten aus Lyon, hatte seine Rechtsjuden nicht mehr fortsetzen wollen und war so, nach dem Verschwinden seines Vaters, an die Börse geraten.

Saccard und Zantron schritten nun langsam gegen die Rue Brongniart zurück und trafen daselbst wieder den Wagen der Baronin, aber mit geschlossenen Fenstern. So schien der geheimnisvolle Wagen leer, während die Unbeweglichkeit des Kutshers scheinbar bei diesem Warten zugenommen hatte, das oft bis zum letzten Kurs sich ausdehnte.

„Sie ist teuflischmäßig aufregend,“ begann Saccard unvermittelt. „Ich begreife den alten Baron.“

Zantron lächelte sonderbar.

„O, der Baron hat schon lange genug, denke ich mir; dazu ist er sehr filzig, wie man sagt. — Wissen Sie denn auch, mit wem sie sich eingelassen hat, um ihre Rechnungen bezahlen zu können, da das Spiel nie genug abwirft?“

„Nein.“

„Nun, mit Delcambre.“

„Delcambre? Der Oberstaatsanwalt? Der lange, dünne Herr, so gelb und so steif! Ein künftiger Minister! . . . Ei, die möchte ich einmal bei einander sehen!“

In lauter Fröhlichkeit verabschiedeten sie sich mit kräftigem Händedruck, nachdem Zantron den andern daran erinnert hatte, er werde sich demnächst erlauben, ihn zu besuchen.

Sobald Saccard sich wieder allein sah, bemächtigte sich seiner abermals die laute Stimme der Börse, die mit der Hartnäckigkeit der zurückgestauten Flut heranbrauste. Er war um die Ecke gegangen und schritt jetzt der Rue Bivienne zu, über die Seite des Places, die infolge des Fehlens von Kaffeehäusern ernster aussieht. Er wandelte der Handelskammer, dem Postamt, den großen Annoncenagenturen entlang, und seine fieberhafte Betäubung nahm zu, je näher er der Hauptfassade kam. Sobald er von der Seite durch den

ganzen Säulengang blicken konnte, machte er aufs neue Halt, als wollte er seinen Rundgang um die Kolonnade noch nicht vollenden, jene leidenschaftliche Einschließung, deren Kreise er immer enger zog. Hier, wo die Straße sich verbreiterte, war das Treiben ungestört und überlaut; eine Flut von Gästen ergoß sich in die Kaffeehäuser, der Kuchenbäckerladen wurde nicht leer; vor den Schaufenstern scharte sich die Menge, namentlich vor einem Goldschmiedsladen, der von großen Stücken Silbergeschirr strahlte. In den vier Ecken, den vier Kreuzwegen, schien es, als ob der Strom der Droßkuten und der Fußgänger zunehme und sich zu einem unentwirrbaren Knäuel verwickle; die Haltestelle der Omnibusse heimte auch den Verkehr, und die in Reih und Glied aufgestellten Wagen der Böhrenkommissionäre versperrten den Gehweg fast bis zum Ende der Gitterumzäunung. Jetzt hasteten Saccards Augen auf den oberen Stufen, wo im Sonnenlicht die Gruppen schwarzzöcker Männer einzeln umherstanden. Dann schweiften sie hinauf zu den Säulen und bohrten sich in das dichte Gewühl, in das schwarze Schwimmel, aus welchem die blassen Gesichter kaum merklich wie Flecken hervorleuchteten. Alles stand, die Stühle sah man nicht. Den Kreis um die Coullisse, dort unter der Uhr, erriet man nur an dem wogenden Brausen, an den wütenden Geberden und Worten, welche rings die Luft erschütterten. Auf der linken Seite, bei der Gruppe der Bankiers, die mit Wechselkurs und englischem Wechselverkehr beschäftigt waren, herrschte größere Ruhe; mitten hindurch schlängelte sich ohne Unterlaß die lange Reihe der zum Telegraphenamten Entenden. Sogar unter den Seitengalerien drängten sich die Spekulanten in erdrückendem Gemoge fort und fort. Aber zwischen den Säulen, an die Eisenrampen gelehnt, streckten einzelne dem Zuschauer Bauch oder Rücken behaglich entgegen, als läßen sie zu Hause oder auf dem Polster ihrer Loge. Wie eine gestoppte Maschine erbebe und erdröhnte das ganze Böhrenhaus unter dem flammenden Aufblähen der allgemeinen Aufregung.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Der preussische Minister Freiherr v. Hammerstein hat jüngst in jener genialen Kindlichkeit, die den Regierenden unsres Landes eigen ist, einen wahrhaft tief sinnigen Spruch gethan. Natürlich war er ohne böse Absicht tief sinnig. Ich erkläre das nachdrücklich und bin bereit, zu beschwören, daß es mir nicht einfällt, dem Minister aus der Behauptung einer tief sinnigen Meinung etwa den beleidigenden Vorwurf der Untauglichkeit zu seinem Amte zu machen. Der verantwortliche Redakteur dieses Blattes mag also getrost den Tief Sinn durchgehen lassen.

Der Freiherr v. Hammerstein äußerte nämlich im Abgeordnetenhaus ungefähr: Ja, wenn ins Theater nur lauter gebildete (eingeschlossen: beziehende) Personen gingen, dann würde man billig auf die Censur verzichten können. So aber könne jedermann gelegentlich einem Schauspieler oder einer Komödie antwohnen, und damit sei dem Censor das bedeutsame Amt auferlegt, das ungebildete und unbesitzende Volk in künstlerische Fürsorge-Erziehung zu nehmen.

Dieser preussische Minister ahnt sicherlich heute noch nicht, welche gewaltige Wahrheit er damit in aller Unschuld ausgesprochen hat. Er hat nichts weniger gethan, als das jämmerliche Elend der Kunst in der bürgerlichen Gesellschaft in einem fürchtbaren Wort entblößen. Zudem er meinte, daß die Kunst im Sinne eines preussischen Polizeiministers für Gebildete und Besitzende ungefährlich sei, hat er die parasitäre Existenz dieser höchsten Kulturleistung in der Bourgeoisie — und die ist das zahlungsfähige Theaterpublikum — bewiesen, die feile Wirkungslosigkeit, die den stärksten Erzieher zum verderbtesten Betrüber erniedrigt. Für das Proletariat ist in der That die Kunst gefährlich, denn sie rüttelt es auf, die herrlich Ungebildeten übertragen die Erschütterung, die der Dichter erzeugt, in die Unmittelbarkeit des wirtlichen Lebens, ihnen ist der Künstler ein Führer. Für das gebildete und besitzende Theaterpublikum aber ist der Poet nur ein Grillenvertreiber und Fliegenwedler; darum ist gerade die revolutionärste Kunst für diese Gesellschaft die allerungefährlichste. Die Kunst ist für sie wie die Wohlthätigkeit im besten Falle eine narotische Beschäftigung ihres schlechten Kulturwissens. Indem ihr Gemüt von Zeit zu Zeit ein Stündchen auf die Paritade steigt, hingerissen von der Qual der Leidenden dieser zerpflanzten Zeit, haben sie gleichsam die Absolution für ihre Frevel empfangen und können weiter sündigen. Wäre ich Polizeiminister, ich würde geradezu Prämien auf die Auffassung unsürzlicherer Dichtungen setzen, sie entwerben die Bourgeoisie. Auch der elendeste Philister hat eine Sehnsucht, einmal ein freier, zukunftsstarker Mensch zu sein, solche Sehnsucht kann er in aller Bequemlichkeit und ohne jede Thätverpflichtung in Lusttheater genießen. Denn das gebildete, besitzende, ungefährliche, des Censors nicht bedürftige Publikum ist immer gerührt oder aufgekürt be-

lustigt, niemals aber fühlt es sich getroffen, niemals zur That erregt. Ihr Dichter, die Ihr von den Gebildeten und Besitzenden lebt, und die Ihr träumt, gefährlich zu sein, als Beder und Dränger neuer Zeit, hängt Euch auf, und je größer Ihr seid, desto höher sei auch der Baum, an den Ihr die Schlinge knüpft. Ihr weckt nicht, sondern Ihr entwert, Ihr drängt nicht, sondern Ihr hemmt. Das Theaterbillet wird zum Ablass aller heimlich nagenden Schuldgefühle. Während der paar Bühnenstunden sind sie freigeitig, tapfer, männlich, erfüllt von edelsten Gefühlen, erhaben über Lüge und Niedrigkeit, sie lachen über die feige Gemeinheit und müßige Beschränktheit, sie weinen mit dem Elend und trohen mit den Empörern — und schon in der Garderobe sind sie wieder, entführt von aller Schuld, Kommerzienräte, Staatsanwälte, Referendarien, Großgrundbesitzer und Eisenbarone.

Seit Wochen läuft die wohlgeleidete Welt Berlins und die Fremden, die hier weilen, in Gorkis „Nachtasyl“. In dieser Dichtung ist nicht die Erde, aber die Sonne aus den Angeln gehoben. Das Licht ist aus dem Bereich unsres Sterns verschwunden, die Sonne hat ihr Centrum verliert und leuchtet andren Welten. Eine schwälende Laterne ist einzig als Erinnerung an das frühere Lichtmeer geblieben. Nur für einen Augenblick scheint es, als lenke die Sonne wieder ein in den Erdkreis, ein schimmerndes Dämmern rieselt am Horizont der Unendlichkeit, um sofort wieder zu verschwinden — eine affende Kunst. Vermöchte revolutionäre Kunst in der sie ausschaltenden Bourgeoisie zu wirken, Gorkis Dichtung würde wie ein Prairiebrand über die Erde segnen und niemand wäre mehr da, der nicht für die Beseitigung einer Gesellschaft kämpfte, in der die Nachtasyle wuchern. Nichts von solcher Wirkung. Im Gegenteil, man ist kälter und härter als zuvor, nachdem man sich so prächtig die Seelen hat aufrühren lassen und damit sich selber den labenden Beweis gestiftet hat, wie gut und hochherzig man doch sei, fähig jeder edlen Regung. Zudem diese Kunst für Stunden Menschen weckt, entmenscht sie; der Reichtum des Schöpfers bezahlt die Schulden seines Publikums. Das gebildete und besitzende Publikum empfindet eine gruselige Wollust, auf bequem gepolsterten Stühlen den Vorgängen in einer Kaskadennne beizuwohnen, ohne Messerstücke oder Schlagring-Püße befürchten zu brauchen. Wie ergreifend diese Dürren und Juhälter, diese Trunkenbolde und Einbrecher! Draußen darf man dann wieder die strengsten Gesetze wider das Gefindel fordern. Die Kunst ergreift nur — und das ist angenehm —, das Leben aber greift an — roh und rüd — und das braucht man sich nicht gefallen zu lassen. Ich sah während der Vorstellung des „Nachtasyls“ einen Grafen aus dem Reichstag in meiner Nachbarschaft, einen der Aergsten. Er würde mit Vergnügen 10 000 Arbeiter auf dem Alexanderplatz massakrieren lassen, sofern es nicht schlächte Leute, sondern Elende sind. Seine Augen schimmerten in feuchter Ergriffenheit, im sein hochmütiges Gesicht waren tiefe Leidenfurchen gürtigen, ja fast rebellischen Mitleids eingegraben. Der Graf ist aber auch nach der Vorstellung nicht der sozialdemokratischen Fraktion beigetreten, und er wird, erschüttert von seinen betriejenen Humanitätsempfindungen, jetzt vermutlich über 20 000 niedergeschossene Umsürzler dreifach so stark sich freuen, wie vorher über 10 000.

Ein andres, ein lustiges Beispiel für die Ungefährlichkeit das heißt Wirkungslosigkeit der Kunst.

Man spielt in Berlin jetzt Thomas „Lokalbahn“. Der Inhalt ist bekannt. Eine kleine Stadt soll eine Bahn bekommen. Die Regierung aber legt um eines Ziegeleibesitzers Willen die Bahn sehr unglücklich für den Ort. Große steigende Entrüstung unter den ehrsamem Spielern. Der Bürgermeister entschließt sich, endlich einmal ein Manneswort im Ministerhotel zu reden. Er reist zur Audienz beim Minister. Der empfängt ihn sehr lebenswürdig, bebauert die Unmöglichkeit, dem Wunsch zu willfahren, und der Bürgermeister kehrt heim, nachdem er lediglich ein Größ Gott und Adieu gestammelt. Seine Mitbürger aber empfangen ihn als Volkshelden, und der verpflichtet. Er erzählt ihnen die große, tapfere, rüchichtslose Rede, die er dem Minister — hätte halten sollen. Der Bürgermeister wird als neuer Tyrannenmörder überhäufiglich gefeiert. Das Wurfbblatt des Städtchens bejaucht seine heroische That. Aber da kriegt's die Gemeinde mit der Angst. Man wird staatsmännlich. Wenn man's nur nicht mit der Regierung verdrorben hat! Man hat einen Schwiegerjohn, der Karriere machen will. Man hat sein Geschäft und seine Rücksichten. Der hitzige Bürgermeister hat den guten Bürgern eine nette Suppe eingebracht. Der Volksheld wird zum Volkseind. Das natürliche Ende ist, daß der Bürgermeister seine Lüge bekennet, und jetzt preist man ihn, weil er unterwürfigen Frieden mit den Nachhabern hält.

Ueber den Kunstwert des Schwanks habe ich nicht zu reden. Aber einen erhabenen Witz hat der Peter Schlemihl des Simplicissimus gemagt, das Stück ist die lustigste Fopperei von Publikum und Kritik, und diese Fopperei ist glänzend gelungen.

Der Witz liegt darin, daß die Handlung in eine kleine Stadt verlegt. Und der Großstädter darf sich stolz an die Prust schlagen und geschmeichelt bekommen: So etwas ist nur in Dornstein möglich. Der „Berliner Lokal-Anzeiger“ redet denn auch verächtlich von einer „Satire auf die stets veränderliche Willensmeinung der Philister und Spiekbürger“. Und die brave Tante Woz beginnt überlegen: „Krähwinkel soll wieder zu Ehren kommen. Es hat sich neuerlich der Ganzt eines verehrlichen Publikums empfohlen.“

Was gewiß — das ist nur in Krähwinkel denkbar. Wir Freisinnigen der Weltstadt hingegen — — Niemand hat es in Berlin Straken-

haben gegeben, die nicht über die Linden durften, niemals endlos wartende und unbefähigte Bürgermeister, niemals korrigierte Märchenbrumen, niemals stolze Beschlüsse im Roten Hause, niemals trotziges Mannesworte vor Königsthronen, denen staatsmännische Friedensschalmeien folgten. In der Weltstadt giebt es keine freien Männer, die die Schwäche haben, Hoflieferanten, Justizräte, Ritter hoher Orden zu werden; man nimmt hier keine Rücksicht auf Schwiegersöhne, die Reserverelientenants sind, und man geht lieber betteln, als um Staatsaufträge willen, seine Ueberzeugung zu verraten. In Dornstein allerdings.

Der Schall hat den Berliner Kommunalkonflikt dramatisiert, ja mehr er hat — wenn auch oberflächlich — die Komödie der deutschen Bourgeoisie geschrieben, und die deutsche Bourgeoisie lacht über Krähwinkel-Dornstein. Ein unvergleichlicher Wit, daß Thoma die Geißel seiner ewigen Wahrheit scheinbar nur über Dornstein schwingt.

Für die gebildeten und besitzenden Kreise ist — der Freiherr von Hammerstein hat Recht — die Kunst wirklich ungefährlich, ganz ungefährlich. — J. o. o.

Kleines feuilleton.

10. Die Mütter. Unten im Souterrain neben dem großen Eingangsthor lag der Empfangsraum, er entsprach seinem vornehmen Namen wenig: ein großer, lustig-heller, aber kahler Raum. An der einen Wand standen Schränke, an der andren lange Tische, auf denen rote Kindermatrassen lagen. Stühle und ein Waschtisch vollendeten die Ausstattung.

Es war das Empfangszimmer der Krippe, das Zimmer, darin sich die Mütter versammelten, die ihre Kinder für den Tag herbrachten. Auf den roten Matrasen wurden die Kleinsten ausgezogen und in die Krippentracht gesteckt.

Den Tag über ist es still im Empfangszimmer; morgens geht es lauter zu, da kommen die Mütter, sie kommen mit einem Kind auf dem Arm, oft auch noch mit einem zweiten an der Hand, junge, schlanke, adrette Frauen und solche, die jung sind und doch schon alt, alt geworden im Kampf ums Brot.

Sie drängen sich alle in die Ecke an der Thür, sie tuscheln und klüffeln, es ist ein Getummel wie in einem Wienenstod; dazwischen Kinderstimmen, leise, feine Säuglingsstimmen und das helle Rufen und Lachen der Drei- und Vierjährigen. Die sind kaum zu halten, sie klettern sich schon aus im Lokal und wollen immer vorwärts, sie zappeln an der Mutterhand und juchzen nach den „Tanten“.

Die „Tanten“ laufen und rennen, nehmen irgend so ein kleines Bündelchen aus dem Mutterarm, pellen es aus, reichen es der Wärterin, die es in den Waberraum trägt, und wenden sich dann wieder den Größeren zu. Junge Mädchen sind es, eigentlich junge Damen, aus guten Familien, die sich hier in „Böththätigkeit“ üben. Sie tragen Ginghamkleider und weiße Pichelschürzen. Durchaus kein Kosüm für junge Damen. Das kommt ihnen aber nicht darauf an, hier gilt es ja die Böththätigkeit, die Böththätigkeit gegen Kinder.

Die süßen Kinder, die armen Kinder! Die „Tanten“ sind eitel Liebeshwürdigkeit, sie opfern sich fast auf für die Kinder; für jedes haben sie ein freundliches Wort, einen lachenden Blick, ein bedauerndes Oh oder ein ermunterndes Ah . . .

Nur die Mütter kommen nicht so gut weg. Mit den Müttern haben die Tanten zu nergeln. Die große Schlanke schüttelt empört den Kopf: „Aber, Frau Gräß, Trudchen hat ja immer noch kein reines Hemd an, wie oft soll ich es Ihnen denn noch sagen: das Kind muß mit reiner Wäsche herkommen.“

Die Mutter sinkt ganz in sich zusammen bei dem Vorwurf; sie ist eine von den kleinen verhäuteten Frauen, sie stammelt: „Jott, Fräulein, wo kann ich denn? . . .“ A jangen Tag in de Fabrik, und wenn man auf 'n Abend nach Hause kommt, soll man noch de Wertschaft machen; ich habe noch nicht waschen können.“

„Als ob solch Kinderhemd waschen 'ne Arbeit ist!“ sagt die Kleinere „Tante“. „Spülen Sie's zweimal durch und hängen Sie's an den warmen Ofen, dann ist es gemacht.“

„Wenn man unser Ofen immer warm wäre!“ sagt eine Stimme in der Ecke. Man kann nicht recht erkennen, woher sie kommt. Die Tanten schleudern warnende Blicke hinüber, die Große fährt Trudchens Mutter wieder an: „Wenn Sie das Kind morgen nicht mit reiner Wäsche bringen, nehme ich's nicht mehr auf.“

„Das können sich andre auch noch merken!“ Die Kleinere Tante nuschelt ein paar Frauen mit etwas anzüglichem Blick. „Kinder, für Reinlichkeit könnt Ihr doch sorgen, ist es nicht genug, daß man Euch die Hören durchfuttert und die Pladerei mit ihnen abnimmt?“

„Ja würde mir recht jerne allein mit se pladen . . .“ in den Augen der einen Frau blickt es auf wie Empörung, „det können Se mich man glooben, Fräulein. Mit seine Kinder pladt man sich lieber, als daß man an fremde Leutens Wäschfasser steht.“

„Ruhe,“ sagt die Tante. „Was ist denn mit dem Willy? Der ist ja schon wieder mal ganz bösig. Frau Hermann, sagen Sie doch mal der Mutter, sie soll morgen früh allein herkommen, ich muß mit ihr über den Jungen sprechen.“

„Dett wird se man nich können, Fräuleinchen.“ Die Kleine Alte, die das Kind aus Gefälligkeit für die Nachbarin mit dem eignen zusammen herbringt, tritt einen Schritt vor: „Se muß doch

mit'n ersten Zug mit, Fräuleinchen, sonst kommt se nich zur Zeit in de Fabrik. Die kann nich kommen.“

„Sie muß kommen,“ beharrte die Tante. „Wir wissen nicht, was mit dem Jungen ist, er ist wie dumm im Kopf, und das nun schon acht Tage. Sehen Sie, er macht die Augen gar nicht auf . . .“

„Ja, ja . . .“ Frau Hermann nickt, die Mütter sind alle vorgetreten. Alle schauen neugierig auf das Kind, das da auf der roten Matrase liegt, klein, vermidert und elend, ein Kind der Not. Die eine Frau merkt auf und wendet sich zu Frau Hermann: „Is denn das nich Brudners Kleener? Ja doch! Was mit dem is, wollen Se wissen? Dis kann ich Ihnen ganz genau sagen, das is betrunken.“

„Pfui!“ schreien die Tanten beinahe einstimmig. „Wie können Sie denn solch Wort hier gebrauchen!“ sagt die Größere entrüstet. „Und überhaupt solch Dreimonatskind!“

„Der is betrunken! . . .“ wiederholt die Frau, ohne sich einschüßeln zu lassen. „Dis weiß ich ganz genau. Die Brudner hat mir's selbst gesagt, dem giebt se Rum in 'n Lutschbeutel, damit er Ruhe hält in de Nacht.“

„Aber das ist ja empörend!“ Die Tanten sind außer sich, auch in der Ecke entsteht ein Gemurmel.

„Daß Sie mir die Brudner morgen herschicken!“ Das größere Fräulein wendet sich zu Frau Hermann. „Das ist ja einfach standalös. Das müßte man wahrhaftig anzeigen!“

„Ja, ja, Fräuleinchen.“ Die Alte nickt wieder. „Aber sehen Se, nu fährt se morgens um fünfe noch nach Stralau und kommt erst abends spät nach Haus, und denn sitzt sie noch de halbe Nacht und näht. Wenn denn noch's Kind dazu quarrt, denn kann se ja ja nich schlafen; dann kann se ooch am Tag nich Feld verdienen, un se hat doch ooch noch de beiden Troßen und muß für se sorgen, weil ihr Mann nu doch is . . .“

„Und darum macht sie das Kind betrunken? Na, schicken Sie mir die Person nur her!“ Die Tante reicht Willy der Wärterin und wendet sich dann wieder zu den Müttern: „Wer ist denn nun noch da?“

Es sind aber nur noch zwei da, junge Frauen, an deren Kindern nichts zu mäkeln ist. Sie sind rasch abgefertigt; es wird still im Wartezimmer.

Die beiden Tanten sind allein. Die Große saßt sich an den Kopf und blickt gen Himmel: „Num dem Kind von drei Monaten! . . . Nein, es ist nicht zu sagen! . . . Und bloß, damit die Mutter schlafen kann! . . .“

„Und der Schmutz, den man ihnen nicht abgewöhnen kann! Ja, diese Mütter!“ Die Kleine ist gleichfalls empört.

Draußen auf der Straße gehen die Mütter in den grauen Wintertag hinein; sie gehen hastig der Arbeit zu.

Sie gehen in Gruppen, zu zweien und dreien und sprechen von dem, was der Morgen schon gebracht hat. Trudchens Mutter sagt: „Die können jut reden; ich zöge mein Mädel jern 'n Spizhemde an, wenn id's man hätte.“

„Und id behielt mein's ooch lieber zu Haus, wenn id's man könnel!“

„Jawoll! Wenn wir's man könnel!“ —

Theater.

Luisen-Theater. „Otto der Faule“. Lustspiel in 3 Akten von Hans v'Arronge. — Kein historisches Satyrspiel, wie etwa der Titel verheißt. Otto der Faule ist in diesem Falle nichts weiter, als der simple Verleger eines Generalanzeigers draußen in Dingsda. Der alte Herr mag nicht mehr arbeiten. Er hat einen tüchtigen Redakteur gefunden, der etwas in der satirisch bekannten „volkstümlichen Schreibweise“, versteht sich, in spießbürgerlichem Sinne, zu leisten unternimmt, wodurch der Abonnentenstand „gehoben“ wird, wie der Terminus technicus lautet. Otto Merian geht also aller geistigen Arbeit principiell aus dem Wege und beschäftigt sich tagaus, tagein nur mit Angeln, Claispielen, Kegelschieben usw. Nun hat er aber auch einen Bruder, der Bibliotheksdirektor ist und als solcher natürlich historische Dramen — erfolglos zwar — und dito Romane schmiekt. Im Generalanzeiger konnte er bisher alle seine Musekinder in Druckerchwärze umsetzen. Das scheint jetzt anders werden zu sollen. Der Redakteur macht Anstände. Dadurch sieht sich der „auch dichtende“ Bucherwurm beeinträchtigt. Er, noch mehr, seine Frau, konspirieren nun gegen den Redakteur. Und als Otto erklärt, er wolle lesterem in allen Dingen freieste Hand lassen, so versteht es das saubere Paar, dem brüderlichen Verleger die Einbildung beizubringen, als ob er geistig krank sei. Molière hat eben nicht umsonst seinen „Eingebildeten Kranken“ geschrieben! Der alte Herr studiert seitdem alle Bücher über Gehirnkrankheiten, während dessen gedeiht dann auch die Liebelei zwischen seiner Tochter — einer „verschlossenen“, im Grunde befehen aber recht „faden Noth“ — und dem Redakteur. Lange hat sie sich mit ihm herumgezankt, tausendmal erklärt, daß sie ihn nicht liebe — woraus der seelentüchtige Dichter glüchlich das Gegenteil prophezeit — und am Esluß, als Richard Hammer nach Berlin gehen will, „Kriegen sie sich“. Ich weiß nicht, soll ich mehr die stoffliche Armut loben, oder den gänzlichen Mangel an Wit und Humor. Es ist eine Sache gewöhnlichsten Kalibers, die obendrein noch nicht einmal die Beherrschung der technischen Handgriffe verrät. Eins hat Herr v'Arronge junior seinem immerhin erfolgreichen Vater abgequodt: das Milieu grenzenloser geistesöder Philisterei, worin sich das „Lustspiel“ bewegt. Platteres wird nicht so leicht wieder zu finden

sein. Aber das für diese „Novität“ zusammengetrommelte Publikum wußte es dem geistreichen Dichter Dank: Herr d'Arnone zeigte sich ihm nach jedem Altschluß und das bedeutet doch immerhin ein gewisses Maß von Selbstüberwindung — überflüssigerweise. —
e. k.

Musik.

Ein Streichquartett von Johann Sebastian Bach soll entbittet sein. Das heißt: Hermann Schröder, der wohl-angesehene Violinpädagoge, hat eine in der Bach-Ausgabe stehende „Overture“ für drei oder vier Streicher und Cembalo als ein veritables Streichquartett in unserem Sinn bezeichnet und am 28. Dezember v. J. mit seinen Quartettgenossen so aufgeführt. Dem opponierte in einem hiesigen Tagesblatt Professor Carl Krebs; die Polemik ging weiter, Professor Schröder rechtfertigte sich in Nr. 14 der „Deutschen Künstler-Zeitung“ und brachte das Werk am letzten Sonntag nochmals zu Gehör. So sehr wir nun das Wollen und Können und selbständige Reges Schröders achten: wir können ihm doch weder nach seinen Gründen noch nach dem Anhören des Wertes selber recht geben. Was von der Sache weitere Kreise interessieren mag, ist folgendes. Das heutige Streichquartett, d. h. eine in 2 Violinen, Bratsche und Violoncello vollständig beschlossene mehrstimmige Kompositionsart, geht bis in die 50er Jahre des 18. Jahrhunderts zurück, und vom Streichtrio gilt das Gleiche. Dort dürfte Chr. Cambach (1731—1798), hier J. Stamiz (1717—1757) der erste gewesen sein. Vorher gab es Sonaten (auch „Overturen“ oder dergl.) zu 2 oder meistens 3, eventuell 4 Streichern mit Begleitung des damaligen Klaviers (Cembalo); sie konnten in der Regel mit einfacher oder auch mit mehrfacher Besetzung — demnach auch für Streichorchester — gespielt werden, und das Cembalo war so sehr nur Verstärkung oder nähere Ausführung, zumal der tiefsten Streichstimme, daß es sich mehr und mehr als eine bloße Konvention erwie und schließlich entbehrt werden konnte. Jedenfalls aber sind diese Sonaten oder Canzonen oder Sinfonien oder Overturen vorwiegend Stücke vom Charakter der „Melodie mit Begleitung“, unbeschadet einzelner fugierter Sätze; und zwar verlangt diese Begleitung mehr einen gewichtigen Klang als eine feine Ausführung. Was wir nun neulich gehört, setzt das Bach'sche Werk ganz in diese Richtung hinein. So herrliches es auch enthält — für ein Streichquartett unseres Sinnes sind die Stimmen weitaus nicht polyphon genug und der Bach meistens recht primitiv, so daß irgend welche Verstärkungen, am besten sowohl Orchesterbesetzung wie auch Hinzutritt des Cembalo, befreiend wirken könnten. Zwei von den 4 oder 6 Sätzen sind mit selbständigeren Stimmen gemacht: ein „Capriccio“ und ein „Torneo“-Turnier; so jedoch, daß der unächtere Klang einer mehrfachen Besetzung, namentlich bei einem solchen „Turnier“, abermals entschieden von Vorteil wäre. Und so wenig der Boccherini (1743—1805) ein Bach ist — das Streichquartett von ihm, das die Herren Schröder als nächste Nummer spielten, ist wahrhaft ein in seinen vier Stimmen vollständig beschlossenes Werk, ganz abgesehen davon, daß es durch eine originelle Rederei nach der andren den allererfreulichsten Eindruck macht.

Professor Schröder beklagt sich, Mangel an musik-historischer Kenntnis vorgeworfen zu bekommen. Ich bedaure, ihn auf folgendes aufmerksam machen zu müssen. Er findet den Grund der Zugehörigkeit des Cembalos in Bach's Werk darin, daß das, erst im Anfang des 18. Jahrhunderts erfundene, Violoncell damals noch nicht genügend verbreitet gewesen sei. Aber weiß denn nicht jeder Verehrte, daß unser Violoncell und tüchtige Violoncellisten bereits dem ganzen 17. Jahrhundert angehören, und daß das Cembalo oder auch die Laute oder die Orgel längst der übliche Verstärker der Pflöge (nicht bloß des Violoncells) war? Und sollte in dem Menschenalter von jenem Werk bis zum Beginn unserer Kammermusik keine Nachfolge einer solchen Neuerung aufgetaucht sein? Und endlich: warum giebt uns Professor Schröder nicht zwei Aufführungen nach einander, eine in seinem Sinn und eine dem entgegen mit Orchester und Cembalo, auf daß wir vergleichen könnten? Seine Polemik zeigt, daß er letztere Möglichkeit, die er doch im ganzen Streit bekämpft, schließlich vergißt. Wenn nun auch, wie uns scheint, Professor Krebs und seine Redaktion nicht richtig vorgegangen sind, so möchten wir doch unsere praktischen Musikern geraten haben, einerseits die allgemeine Vernachlässigung der Musikgeschichte nicht mitzumachen und andererseits nicht ohne sicheren Rückhalt Entdeckungswesen in ihr zu machen.

Gerade in diesen Tagen traf es sich, daß uns mancherlei musik-geschichtliche Erinnerungen überkamen. Der Tod Hugo Wolfs traf zwar einen verhältnismäßig jungen Künstler, einen der aller-modernsten Wiederkomponisten, beschäftigte aber doch nur das längst bekannte und bedauerte Ende seines Schaffens. Einen viel älteren, im besten Wortsinne historischen und doch noch vom aktiven Musikleben kaum wegzudenkenden Künstler hat der Tod gleichzeitig gefaßt: Friedrich Grühmayer, der als Virtuose, Komponist und Lehrer des Violoncells einen der ehrenvollsten Namen in der neueren Musikgeschichte trägt. Ein noch interessanteres und anscheinend wenig beachtetes musikhistorisches Datum ist, daß Grühmayer's Vorgänger im Leipziger Gewandhaus bis 1849, Bernhard Cöstermann, nicht nur noch lebt, sondern mit seinen mehr als 80 Jahren jugendfrisch als Lehrer zu Frankfurt a. M. wirkt. Wiederum mehr die Öffentlichkeit bewegt der vor einigen Monaten erfolgte Tod des französischen Opern- und Operettenkomponisten Robert Planquette, dem nach langen Mißerfolgen der Ruhm durch seine vielbeliebten „Clodan von Corneville“ (1877) blühte. Von seinen

sonstigen, weit weniger wirksamen Bühnentwecken hat man jetzt die „Mamzelle Quat'sous“ als einen Nachklang in die Deffentlichkeit gebracht, und zwar hat unser Theater des Westens durch seine Aufführung der „Spartanaisel“ vom vorgestrigen Freitag den Vortritt unter den deutschen Bühnen. Viel mehr ist über das Stück nicht zu sagen, als daß es eine Huldigung für die Pariser Krämerfrau bedeutet. Diese Geschichte von der Fischhändlerin Marion, die immer vier Sous auf vier Sous legt und ihren Michel mit der Heirat warten läßt, bis 10 000 Franc beisammen sind, ihn aber schließlich bei einer aus lauter Dummheit zu stande gekommenen Verlobung mit einer Kohlenhändlerin erwischt, die eigentlich den schönen Väaterjungen Anatole meint, ist wahrhaft das hohe Lied des kleinsten Bürgers, und die Musik ist es, ganz konsequent, ebenfalls. Man kann da einmal getrost alles Große und Schöne und Unzufriedene, das einen bewegt, abstreifen und sich selber als einen solchen Bürger fühlen, dessen erste Pflicht die Ruhe gegenüber künstlerischen Ansprüchen ist. Man lebt sich hinein in die großen Weltereignisse des Pastetenessens und des Gegenfahes zwischen Bäckern und Kohlenhändlern und der süß annütigen schwächenden Melodien. Im übrigen leidet die Welt keine Not: die Melodien sind mit echten Krämer-Räßen zur Gemüthe harmonisiert und mit einiger Abwechslung zwischen Streichern und Bläsern genügend instrumentiert; daß die Chöre und die übrigen Nummern nichts taugen, verjährt nichts; die schalkhaften Duette und dergl. erfreuen das Herz von Madame Väader oder Gemüsehändler zur Genüge. Und gegenüber der modernen Ausstattungsoperette ist das alles wahrhaft Gold an Motivierung und Musik.

Das Theater des Westens kann so etwas gut machen. Viel Näheres ist da nicht zu sagen; wir kennen die Personen, und sie bleiben sich ja in ihren Leistungen gleich. Am ehesten verdienen noch eine Hervorhebung die Darstellerinnen der Fischerin und der Kohlenhändlerin, Lina Döninger und Aurelie Névy; sie spielen nicht nur gut, sondern sangen auch, für Operettenansprüche, recht erfreulich. — Im Konzert ist man gegen Gesangsleistungen strenger. Die Sopranistin Ellen von Glasenapp, die wir neulich im Saal Westheim hörten, forderte allerdings nicht nur deshalb zur Kritik heraus; namentlich ihre unausgebildete Färbung der Vokale ist nicht angenehm zu hören. Ihre Partnerin, Hildegard Dieterich, kannten wir schon. Fräulein Dieterich volle, mehr achtungs- als liebenswürdige Altstimme hat seither an Fülle, Ausgeglichenheit und Ruhe gewonnen, wenn auch ihr Vortrag etwas von seiner Irwürdigkeit eingebüßt hat. Allein von dieser Blinden Künstlerin solche Stellen zu hören, wie z. B. einiges in „Erstarrung“ und „Sei mir gegrüßt“, gehört zum Ergreifendsten. Das kommt aus dem eignen Innern, ist also so selten wie etwa musikhistorische Kenntnisse bei Musikern. — sz.

Humoristisches.

— Auch ein Grund. „Was soll denn Ihr Sohn 'mal werden?“

„A' Musikant!“

„So? Hat er denn Talent dazu?“

„Das weiß ich nicht — aber zum Christkindl hat er von der Frau Tant' a' Weig'n g'schenkt 'kriegt!“ —

— Bedenkliche Auskunft. A.: „Dort geht der Herr Baron... Wie sind denn eigentlich seine Vermögensverhältnisse?“ B.: „Ausgezeichnet! Der ernährt allein drei Gerichts-vollzieher!“ —

— Eingegangen. Herr (im Cigarrenladen): „Können Sie mir die Marke „Non plus ultra“, die Sie da im Schaufenster stehen haben, mit gutem Gewissen empfehlen?“

Cigarrenhändler: „Gewiß, mein Herr, sie ist absolut tadellos und außerordentlich preiswert. Gerade diese Marke ist eine wirklich hervorragende Qualitäts-cigarre!“

Herr (sich schmunzelnd eine der gekauften Cigarren anstehend): „Freut mich sehr, dies von Ihnen zu hören — umsomehr, als Sie mir schreiben, die Cigarre sei kaum zu rauchen und nicht die Hälfte des Geldes wert. Ich bin nämlich der Fabrikant!“ —
(„Liegende Blätter.“)

Notizen.

— Schnitzler's Schauspiel „Der Schleier der Beatrice“ geht am 7. März erstmalig im Deutschen Theater in Scene. —

— Die Neue Freie Volksbühne führt am 8., 15. und 22. März (nachmittags 1/3 Uhr) Beaumarchais' Lustspiel „Die Hochzeit des Figaro“, deutsch von Ludwig Fulda, im Velle-Alliance-Theater auf. —

— Der Leipziger Musikverlag von C. W. Fritsch, nebst dem „Musikalischen Wochenblatt“, ist von C. F. W. Siegel (N. Zimmern) in Leipzig angekauft worden. —

— Unter dem Schlagworte „Die widerspruchsvollen Deutschen“ reproduziert die „Königliche Volkszeitung“ folgende Bemerkung eines Franzosen: „O, 'ist jeltamer, widerpredender Gebrauch' aben die Deutsche. Erst giehen er Rum in Bow!, su maken es stark, dann tun er Wasser 'mein, su maken es snad, dann geben er Zitron, su maken es sauer, und wieder Euler, su maken es süß. Und dann 'eben er die Glas of und sagen: Ich bringe es Ihnen, und dann — trinken er es selber!“ —